

(Nachdruck verboten.)

161

Die Oberwälder.

Von Alfred Bod.

Den Butternidel hatte ein Geschäft nach Stordorf geführt. Auf dem Heimwege abends hatte ihn der Schneesturm überfallen, er war von der Straße abgeirrt und hatte sich nicht mehr zurechtfinden können. Die Fußspuren zeigten, daß er im Kreise herumgegangen war. Dann hatte ihn wohl die Müdigkeit bezwungen, er war zu Boden gesunken und im Schlaf erfroren. Den Kopf an einen Baum gelehnt, den der Sturm gebrochen, entdeckte ihn am anderen Morgen der Landbriefträger Heil.

Viele Tränen wurden dem Verunglückten nicht nachgeweiht. In der Familie war er als ein Tyrann aufgetreten, der seine Leute karniffelte und keinen Widerspruch duldete. Gewinnjüchtig und unersättlich hatte er sein Gewissen tanzen lassen, wie er pfiff, hatte manch armes Bäuerlein bedrängt und geschunden. Trotz alledem hatte der Pfarrer seiner am Grabe mit Nachsicht und Milde gedacht. Den Dank dafür konnte der geistliche Herr in den Gesichtern der nächsten Leidtragenden lesen, und auch der Fernstehenden Blicke wandten sich ihm voll Vertrauen und Befriedigung zu.

Nach der Beerdigung trat der Lehrer auf ein Plauderstündchen in das Studierzimmer des Pfarrers.

„Eben,“ berichtete er, „hat mich der Födelshenrich angehalten. „Daß der Pfarrer kein Trenser ist,“ meinte er, „hab ich schon lang gewußt. Aber heut hat er Worte gehabt, als kämen sie aus der Wand!“ Das soll ein großes Lob für Sie sein, Herr Pfarrer. Und wenn ich noch etwas sagen darf: Sie taten sehr wohl daran, daß Sie auf die Empfindlichkeit der Nickels Rücksicht genommen haben. 's ist dem Bauer fürchterlich, wenn seine häuslichen Angelegenheiten und gar Verschuldungen eines seiner Familienmitglieder vor der Gemeinde erörtert werden. Anfangs der achtziger Jahre starb hier ein Landwirt namens Welker. Dem seine Rede war: „Ich trag die Kirche in meiner Brust, ich brauch keinen öffentlichen Gottesdienst!“ Der Pfarrer Hoffmann selig, der kein Wort vor den Mund zu nehmen pflegte, nannte den Mann in seiner Leichenpredigt geradezu einen Kirchenverächter. Was geschah? Die Familie ließ dem Welker einen pompösen Leichenstein setzen. Darauf kann man jetzt noch die Worte aus den Klagegeden Jeremias lesen:

Meine Feinde haben mich gehetzt
Wie einen Vogel ohne Ursache,
Sie haben Steine auf mich geworfen,
Du siehest, Herr, wie mir so ungerecht geschieht,
Hilf mir zu meinem Rechte!

Der Pfarrer Hoffmann hat sich natürlich sehr darüber geärgert und traf die Bestimmung, wenn er hier sterben sollte, wollte er auf dem Friedhof in Lauterbach begraben werden.“

„Nach allem, was ich von dem Kollegen Hoffmann gehört habe,“ sprach der Pfarrer, „hat er ohne Menschenfurcht gepredigt und ohne Menschengelächter, ehrliche Worte der Wahrheit. Das Ziel hab ich mir auch gesteckt. Daneben hat die Ueberzeugung in mir Raum gewonnen, ich darf den Bogen nicht überspannen. Ich kenne den Boden noch zu wenig, auf den der Same fallen soll. Bis ich mich völlig in die Gemeinde eingelebt habe und in die Seelen der Menschen hineinleuchten kann, darüber werden noch Jahre vergehen. Vorab laß ich mir's genügen, daß sie in die Kirche gehen, wenn's zusammenläutet. Ein paar Nachdenkame sind schon darunter, die es spüren, wenn ich mich an ihr Gefühl und ihre Erkenntnis wende. Eines Tages, so hoff ich, werden sie es alle wissen, daß mir die Ehre und das Gedeihen der Gemeinde am Herzen liegen.“

„Ich bin jetzt im achten Jahre hier,“ sagte der Lehrer. „Erfahrung ist alles. Wer unter den Oberwäldern etwas erreichen will, muß Geduld auf seine Fahne schreiben. Geduld ist der Schlüssel zum Erfolg!“

Der Pfarrer stand auf.

„Mit Ihrer Spar- und Darlehnskasse haben Sie wirklich einen großen Erfolg gehabt. Aber auch auf Ihrem eigenen Feld sehen Sie's keimen und wachsen. Vorige Woche bei

der Schulprüfung ging doch alles wie am Schnürchen. Wobei mir einfällt: was die Kinder in ihrem Kuffak über die Blünderung und den Brand im Dorfe im Jahre siebenhundertsebenundneunzig schrieben, hängt wohl mit Ihrem Aktenfund auf dem Rathaus zusammen?“

„Sawohl, Herr Pfarrer.“

„Sie werden auch in den Kirchenprotokollbüchern mancherlei finden, was Ihren Zwecken dient.“

„Mit Ihrer Erlaubnis benutz ich sie gern. Ich will demnächst einen kleinen Vortrag halten über die kriegsgeschichtlichen Ereignisse im Dorf während der letzten drei Jahrhunderte. Ich habe beobachtet, wenn man den Leuten etwas aus der Geschichte ihres Ortes erzählt, können sich ihre Ohren nicht satt hören, und sie bringen einem Teilnahme entgegen und Verständnis.“

„Die Veranstaltungen, die Sie planen, Herr Weilandt, lassen sich gewiß noch erweitern. Von der Heimatkunde geht man aus und versucht dann, auch das Interesse für andere Wissensgebiete zu wecken.“

„Ueber die Dinge denk ich schon lange nach, Herr Pfarrer. Wenn Sie da mittun wollten, das wäre wunderschön. Es gilt freilich, einen ungebauten Acker zu pflügen. Und auch hier heißt's: Der Acker reißt die Frucht nicht, sondern die Zeit.“

Das Gespräch ging noch eine Weile hin und her, und der Abend dämmerte bereits, als sich Weilandt empfahl.

An der Hofreite des Peter Margolf vorüberstreichend, spähte er nach der Marie aus. Die war nicht zu erblicken. In den letzten Wochen hatte sie das Wasser nicht mehr am Schulborn geholt. Seit sie die Werbung des Hannast Selzer abschlägig beschied, ließ sie ihr Vater nicht mehr aus den Augen. Dessenungeachtet war Weilandt hoffnungstreudiger denn je. In wenigen Tagen kam im Landtag der Gesehentwurf zur Beratung, der den Volksschullehrern die erhörte Gehaltsaufbesserung bringen sollte. Ging alles nach Wunsch, würde er vor den Peter Margolf treten und die Marie zur Frau begehren. Ohne Ueberhebung würde er sprechen, aber mit berechtigtem Selbstvertrauen. In Gegenwart der Kommission hatte der Kreis Schulinspektor seine Methode und sein pädagogisches Geschick gerühmt. Und der Peter Margolf war im Schulvorstand. Er wollte gewiß sein Verdienst nicht überstreifen. Dennoch durfte er von sich sagen: er hatte auch sonst der Gemeinde seine Arbeit und Sorge gewidmet. Das hatten ihm vorhin noch des Pfarrers Worte bestätigt: „Mit Ihrer Spar- und Darlehnskasse haben Sie einen großen Erfolg gehabt.“ Und der Peter Margolf sah im Aufsichtsrat. Bis in den Herbst hatten die Großen und Kleinen hüben und drüben eines hölzernen Stegs wegen sich in den Saaren gelegen, den sie über den Bach führen wollten. Der war nun auch endlich zustande gekommen. Aber wer bürgte dafür, daß ihn das nächste Hochwasser nicht zusammenriß? Er, Weilandt, hatte ihnen einen eisernen Steg gebaut, unsichtbar und doch sichtbar, fest gegründet für alle Zeiten.

Während der Wintermonate beschäftigte Bisping vier Mann am Hornerhang, darunter den kleinen Kumpf, der früher in einem der Basaltbrüche an der Lumba gearbeitet hatte und sich bei der Freilegung des Gesteins besonders brauchbar erwies. Die Leute frühstückten und versperien in einer eigens für sie gebauten Hütte. Gatten sie ihr Brot verzehrt, ließ der kleine Kumpf seiner Zunge freien Lauf. Er sprach von Dumpfheit und Stumpfheit, in der die Arbeiterschaft im Bogelsberg lebte, und daß sie die beste Hilfe bei sich selbst suchen müßte. Was hier fehlte, sei die Organisation. Leider seien die meisten zu träge, sozialistische Gedanken aufzunehmen. Darum sei auch wenig Aussicht vorhanden, daß sich ihre Lage verbessere. Er habe lange genug drunten geschafft, um zu wissen, was das Volk von Freiheit und Rechten zu beanspruchen habe.

Regelmäßig am Samstag erschien Herr Bisping und zahlte die Löhne aus. Danach besuchte er den Krämerskarl und erzählte, welchen Fortgang seine Angelegenheiten nahmen. Die Maschinen waren in Budau und Mannheim bestellt und sollten zu Anfang März geliefert werden. Auch die Feldbahn würde bis dahin betriebsfähig sein. Für die Pflastersteine waren in Berlin, für den Kleinschlag in Frankfurt Ab.

nahmer gewonnen. Alles deutete darauf hin, daß man den richtigen Zeitpunkt gewählt hatte, das Basaltwerk in die Industrie einzuführen. Seiner Pflicht gemäß begab sich der Krämerskarl jeden Morgen nach dem Bruch. Er betrachtete sich nicht als Aufseher, sondern gleichsam als Teilhaber des Geschäfts. Ein Geldmann wie der Herr Bisping würde sich nicht auf eine Unternehmung beschränken. Der fing über kurz oder lang noch etwas anderes an. Und er brauchte Leute, denen er sein Vertrauen schenkte, die er an sich fesselte. „Herr Rendant,“ würde er eines Tages sprechen, Sie leisten mir gute Dienste. Und was die Hauptsache ist: der Bruch rentiert. Ich gebe Ihnen ein Drittel vom Reingewinn. Glück auf!“ Er, der Krämerskarl, griff natürlich zu. Gesprächsweise hatte Bisping die Jahresrente, die der Bruch abwerfen würde, auf fünfzehn- bis zwanzigtausend Mark geschätzt. Er konnte also auf einen schönen Gewinnanteil rechnen. Er würde dann zu den Kapitalisten zählen. Das war keine Kleinigkeit. Wer viel besaß, hatte viel zu verwalten. Je nun, je schwerer die Bürde, desto größer die Kraft. Und eine volle Geldtasche trug sich leichter als ein leerer Bettelstaf.

So berauschte er sich an seinen Girngespinnsten und sah in seinem Garten Goldblumen blühen.

Eines Samstags blieb Herr Bisping fort. Die Ripper kamen zum Krämerskarl. Der gab den Lohn her. Der Bauunternehmer war wohl verzeilt, und seine Rückkunft hatte sich verzögert.

Acht Tage später wurde Bisping wiederum vergeblich erwartet.

„Wann he sein Geschäft so schlecht betreibt, wird er's net weit bringen,“ rafaunerte der kleine Kumpf, der als Wortführer seiner Kameraden beim Krämerskarl vorgetreten war.

„Ich begreif's nicht,“ sagte der Karl ohne Arg, aber doch ein wenig beklommen. „Entweder ist seiner Frau was passiert oder er ist selbst schwer krank. Ihr dürft darunter nicht leiden. Ich leg das Geld noch einmal vor.“

Indes er die Münzen aufzählte, brachte die Portegitt einen Brief, den der Knecht des Födelsheinrich im Auftrag seines Herrn abgegeben hatte.

„Sollen wir dann Montag weiter schaffen?“ fragte der kleine Kumpf. „S' mag sein, wie's will, he Konnt doch wenigstens Nachricht geben. Am End is he bankrott.“

„Dummes Zeug,“ fuhr der Rechner auf. „Der Bisping ist ein reicher Mann. Davon abgesehen ist er auch ein Ehrenmann. Und jagt sich lieber eine Kugel durch den Kopf, als daß einer was an ihm verliert. Das hat er mir selbst gesagt. Allweil weißt du Bescheid!“

(Fortsetzung folgt.)

Saint Helier.

Das Leben auf einer normannischen Insel.

Schlaf, liebe Seele, es stürmt und gieht noch, also ist es noch Nacht, denn mit Morgenanbruch schweigt das Meer und was darüber weht. Auch gibt es doch kein Postschiff vom Kontinent, und oben vom Fort Regent steigt nur zweimal in der Woche der Wimpel auf, der den Einlauf der Berlin-Pariser Post meldet, und das war erst gestern und bedeutete nichts für unsere nur erwartungsvollen Teller und Tassen. „Ja — schlafen wir und lassen wir erneut den Kopf in das flache kopfkissenlose Bett fallen, er wird doch gleich wieder aufspringen.“

Bumm! Ein schwerer Donner, daß die Tischplatte mitbrummt. Dazu als Begleitung Trompeten, verwaschen vom abfallenden Frühwind. Die Rotjaden in den hohen steinernen Kasematten haben, müssen nun ausgeschlafen haben.

Schlafen wir weiter und ziehen wir die Decke über die Ohren, denn es ist Sonntag und es gibt nichts zu sehen in den stets regenfeuchten Straßen als geschlossene Läden und andächtige hinterwäldlerische Kirchgänger. Es hilft nicht einmal dieses Ueberziehen der Decke, sie dringt doch zu deinen Ohren, diese englische penetrante Art, den Schöpfer auf sich und seine pünktliche Anwesenheit in der Kirche aufmerksam zu machen.

Der triegerische Lärm will in dieser so friedlichen Gemüse- und Tomatenstadt nicht enden. Wieder schmetterten Trompeten, „duruhn“ Posaunen, „pummeln“ die Pauken. Kommt Silencrons „Parade“ wohl um die Ecke mit dem Herren Hauptmann? Nein, wie gesagt, der Engländer betet. Aber das ist doch ein Wasjer, oder mindestens ein Marisch-Marisch? Nun es ist mindestens nicht so langweilig, und wer will sagen, ob der, an den dieses fröhliche Gebet gerichtet ist, Trompeten und Pauken nicht so gern hört, wie die Orgel oder Kirchengesang?

Aber dieser Ort von kaum 30 000 Menschen hat in jeder Straße

einen solchen Schnelldienst zum Himmel, und es bedarf nicht des Nebels und des feuchten Windes, uns frösteln zu machen; diese primitive, gedankenlose Art, seine Beeftens und Sünden sich für die anderen Tage der Woche schmachhaft zu machen, zerstört die Freude, die ihr irdischer Leib erweckt und ihre Arbeit, ihre kluge Landbesaunung.

Nun ist es Arbeitstag; sehen wir zu, was dieser strenge, saubere, pünktliche Kirchengänger und Trompetenkapellengähler jetzt ist, wie diese Masse zum Himmel Strebender sich jetzt gibt, wo die Pauken im Wirtshause sind und die Trompeten in den Futteralen und die steifen Röcke im Schrank.

Es fällt die Frucht, die die rechte Lust gibt, zum Umherherschleichen und Zusehen, ohne bemerkt zu werden. Es fängt gut an. Da steht an der Ecke ein Terzett, das sich regelmäßig dort zum Morgen Gespräch versammelt. Der eine ohne linkes Bein und in Lumpen, der zweite mit nur einem Auge und in Lumpen, der dritte leistet nur so Gesellschaft und ist höflicherweise nicht besser gelleidet. Sie starren einen grübelnd und in kalter Hoffnungslosigkeit an und rauchen. „Nach Weihnachten wird es besser.“ Was wird für sie besser, selbst wenn die Fremden kommen? Nun, es fällt mal hier, mal da ein Trinkgeld ab für eine Pantierung. Sie spucken nur, kein Mitleid hoffend, keins in den Tausend erweckend, die an ihnen vorbeigehen. Haben sie nicht dafür den Sonntagrock angezogen und gebetet? Es muß alles seine Ordnung haben, und läßt sich aus einem Mann mit nur einem Bein etwas machen, was Geld bedeutet? Allright — — —

Es ist wahr, es ist keine eigentliche Schande, in den Augen des gutstuierten Engländers, arm zu sein. Er kennt keine Ständesunterschiede und hört die längste Rede des Weistandsuchenden höflich an und geleitet ihn höflich hinaus — aber sein Auge bleibt kalt, seine schmalen Mundzüge unveränderlich, und wenn er keinen Vorteil sieht, kann der Mann sich vor seinen Augen töten, er wird nur „am sorry, cant“ (es tut mir leid, ich kann nicht) wiederholen und es sehr unrecht von dem Mann finden, sich bei ihm zu töten, und gar nicht „wohlanständig“.

„Wohlanständig“ (wellhonourable) zu sein, nicht nur zu scheinen, ist das Lebensziel dieser Menschen. Gut gewaschen sein, gut essen, sich gut kleiden, seinen Garten, seine Kinder in Ordnung haben — ihr übrigen kriepert, soweit ihr mir nichts schuldig oder für mich sonst brauchbar seid!“ „Wellhonourable —“ wie sehen diese Kinder aus, die sich links und rechts an mich hängen, mit ihren dünnen Ärmchen die großen Zeitungen hochhebend und ebenso mutlos aber pflichtgetreu wiederholend: „Master — paper — hapeny — paper master“ (Herr, die Zeitung, fünf Pfennige)? Ihre Mühen sind unbeschreiblich mit ihren gigantischen Löchern. Niemanden geniert der Schmutz, der an ihren Waden klebt. „Sie werden ihren Weg machen und sich waschen und gut kleiden wie wir, vielleicht, oder sterben, vielleicht. Ist es unsere Sache?“

Aber was bedeutet dieser ganze wohlgeordnete, wohldurchdachte Fleiß im Ertragen guter Guineen, bei solch barbarischem und vernachlässigtem Gesellschaftsinn?

Diese Burichen und Mädchen werden sich auch im Dunklen an mich hängen, nur „evening“ (Abendausgabe) jener Periode von Ausrufen zufügend, und mit zwei gestohlenen Rüben und Tomaten im Wagen unter irgend welche Lumpen kriechen.

Keine Anlage wird aus ihrem Herzen oder dem Munde der Eltern kommen, die nicht anders aussehen. Haben sie nicht die Bibelstunde zur Erwärmung und Erhebung und Sättigung?

Sie haben doch Herzen, diese wohlanständigen Leute. „Drink, puppy, drink“ steht zärtlich und liebevoll auf großen Porzellanbecken, die an den Türen der Geschäftshäuser und Eigenhäuser (Cottages) stehen. „Puppy“ ist der Kosenamen für den wohl-anständigen Foxterrier, hier aber auf all' die sehr zahlreichen Gassenhunde ausgebeutet. „Ist es nicht herzlos“, klagte im Bibelkränzchen, im 5 O'clock-tea (was stets dasselbe ist), die gut gekleidete und bestparfümierte Miß, daß solche armen Tiere das schmutzige Regenwasser oder Pfägenwasser trinken müssen? Ach, Pupp, Pupp würde ihr wohl in seinem gesunden Hundesinn antworten, daß es an Wasser in den Straßen weniger fehlt als an Knochen.

Deshalb sind diese Damen gegen arme Menichen, die noch mit ihren Stummeln von Gliedern Müßig zu machen bemüht sind und etwas Liebe in jobiel überlegte Härte bringen wollen, nicht etwa roh oder kalt. Ich sah, wie die arme, schüchterne Frau des Müßikanten aus solchem wohlanständigen Hause herauskam, eine Tomate in den Fingern, also ein Honorar von gut einem Drittelpfennig, und beide still mit gesenkten Köpfen weiter fuhren.

Ein Regenschauer scheucht uns an ein Fenster. „Kenne uns hart, schimpfe auf uns, aber sage, daß wir fleißig sind.“ Ja, das sind sie, diese lärmhaften Peter. Haben sie am Sonntag in einem der fünfzig Institute ihr Geschäft verrichtet, so leben sie ganz dieser ihrer Arbeit, die Tomaten zu immer größerer Fülle zu bringen, die Birnen gewichtiger zu machen, die Beeren noch reicher an Beeren zur Ausstellung, zum Export zu bringen, die Kartoffeldampfer immer früher nach England schicken zu können — durch raffinierte Ausnützung der Sonnenwärme und künstliche Ernährung der Pflanze.

Wenn man die in Felsen gebrochenen Straßen hinanstelt und durch irgendeine der Hedenpforten blickt, sieht man wahre Tempel einer Naturandacht, edler und feiner als die mit den Pauken. In dieser verglasteten Eingangshalle steht zu beiden Seiten eine Reihe hoher Orchideen, die in feuchten Dunst ihre Blattblüten tauchen. Auf dem Vorsprung der überhängenden Klippwand erhebt sich ein dichter

Preis künstlich vertwillerter Fedenpflanzen. Hier die kleinen Glasanbauten für Wein, dessen dices Klettergewinde wie ein Spinnengebilde an der Glasbede hängt, die die Sonnenwärme leicht hinein, aber schwerer hinausläßt und Spaniens Schwüle und des Aequators warme Feuchte um die saugenden Blätter legt. Die wenigen nicht tuenden schwarzen Parks mit prunkvollen Portalen und übergroßen Treibhäusern, die nur zum Pläster ihrer selten hier einkehrenden Lord-Besitzer dienen, verschwinden unter den einfacheren Häusern der Farmer, die man mit ihren Töchtern, Söhnen, Gehilfen und Arbeitern den Tag über in Gang sieht. Zu Rad, mit Pflanzen oder Früchten auf dem Korbgestell und die Pfeife im Mundwinkel, den Waterproof über, die Füße in Ledergamaschen, die Schuhe schwer genagelt. Mit ruhiger Energie schreiten sie aus, treten gravitatisch die Radkurbel, immer die Pfeife im Mundwinkel. Auf ihren kleinen zweirädrigen Landwagen jagen sie mit schnellem kleinen Pferd zur Stadt oder lärmern auf dicke Landgaul in drohigem Trab über die Steine einer schmalen Gasse, die Pfeife im Mundwinkel.

Im mühsamen wankenden Tritt bringen drei einzeln geschirrte Pferde den mit Seetang hochgeladenen Karren die steigenden, von durchbrochenen alten Klippenwänden unmauerten Straßen hinan. Er wird auf die Wiesen verteilt und bringt auf den kleinen Flächen für mehr Zuchtvieh reiche, bekömmliche Nahrung, als auf ungewarteten Weideflächen der Großgrundbesitzer.

In geschlossenen Stiefeln schreiten die begleitenden oder führenden Arbeiter. Große Männer mit derselben harten abwartenden Entschlossenheit im Auge, gleichmütig oder spöttisch auf den eleganten Nichtstuer sehend und an der Pfeife launend. Sie steigen, wenn sie am Strande den angeschwemmten Tang suchen, direkt in das Wasser, trotz der Jahreszeit, und gabeln zwischen Geröll und Felsbrocken den Tang hervor.

Ein Omnibus rollt vorbei, hält, nimmt einen Fahrgast und fährt weiter. Ich stutze. Der Schaffner ist ein Junge, der einem anderen, der vielleicht gestern noch sein Schulkamerad war, zuwinkt, ehe er das Signal gibt, weiter zu fahren. Ich bin am Hafen, in dem eben nur einige Kohlen ausladende Dampfer und das Postdampfsboot nach Southampton liegen. Außerordentlich schnell und geschickt geht die Entladung vor sich, nur wenige Arbeiter sind dabei tätig. Die Bindemaschine leitet der Maat, aber neben ihm sitzt abermals ein kaum schulentauglicher Knabe am Maschinenhebel, das Auge unausgesetzt auf den Kolben gerichtet, dessen Bewegungen er zu hemmen, zu entsafen hat.

„Vollkommene Freiheit hier“, auch die zu verhungern oder mit den Gliedern in die Maschine zu kommen. Dafür fragt dich auch niemand, was für eine Haarfarbe deine Großmutter hatte und wo du vorgestern geschlafen hast und wovon du lebst und — und — und. Hast du keinen Garten und kein Haus und keinen Besitz, so bist du ein armer Mann, denn nichts gibt es hier sonst, was dein Herz erheitern könnte. Diese Insel, der einige tausend intelligente und stätlich wohlhabende Farmer ihr Gepräge aufdrücken, kennt außer der Kirche und dem Eigenhaus und dem Sportplatz keine Form geistlicher Erholung. Eine kleine Bibliothek erfreut sich Klubartiger, reservierter Bornehmheit, sie ist für gewöhnliches Volk absolut nicht eingerichtet und nur Präferenzbibliothek.

Es gibt nur einige rohe Lichtbildbühnen, aber keine ernste Bühne, keine Komödie, die über den nackten Geldsinn und den landesüblichen Familienstimm hinausgeht.

Das Volk steht nach der Arbeit in den Gassen; die jungen Leute vergnügen sich, wenn sie die fabelhaften aufregenden Ereignisse des letzten Fußballmatches zum hundertsten Male überlegt und besprochen haben, Feuerwerkskörper abzubrennen.

Aber bald beginnt die Saison, die Kartoffelernte setzt ein, der unaufhörlich die weiteren Früchte und Gemüse folgen werden, von der Fremdenerte zu schweigen. In dem heute leeren Hafen werden sich dann hundert Dampfer drängen, um die als Frühkartoffel so kostbare Erdfrucht in die englischen Häfen zu bringen, alle Straßen werden von eiligen Leuten erfüllt sein, die nichts im Kopfe haben als die Chancen, die letztjährigen Ernterelorde zu brechen. Alle die Fruchtweicher, heute verschlossen und verödet, werden sich öffnen und mit Leben erfüllt sein. 30 000 Fremde werden hier im Laufe eines Halbjahres landen und all die Boarding-Häuser und ihre heute trübhelig und müßig am Kamine sitzenden Besitzer durch viele Guineen beglücken. Aber welche Goldrenten auch das Jahr geben wird, welche Fortschritte mit Fleiß und Intelligenz in der landwirtschaftlichen Gütererzeugung gemacht werden — die Seele wird leer ausgehen und frieren, und das sonntägliche Kirchenjubel mit Pauken wird sie nicht aufheitern, sondern noch mehr bedrücken und zuletzt ganz verschrecken von der Insel der nur Wohlansländigen“.

P. G.

Totensonntag.

Der Totensonntag hat in den letzten Jahrzehnten entschieden an Beachtung gewonnen. Das dürfte nicht zum geringsten Teil auf den Einfluß des Allerseeleentages zurückzuführen sein. Andererseits bezeugt dieser Umstand die Tatsache, daß auch in der Gegenwart noch gewisse Tage mit ihren Bräuchen vollständig werden können.

Eigentliche „Totengedächtnisfeste“ sind den Germanen von alter Zeit her vertraut, aber in wesentlich anderem Sinne als der Gegenwart. Zwei Arten dieser Totengedächtnisfeste muß man unterscheiden: solche, welche an bestimmten Tagen nach dem Tode eines

Angehörigen und solche, welche an bestimmten Jahrestagen begangen wurden. Erstere beziehen sich auf einen kleinen Volksteil, letztere wurzeln im ganzen Volke und bilden einen nicht unwesentlichen Bruchteil des Seelentales.

Die ersteren führen wesentlich verschiedene Namen. Am ältesten mag wohl die Bezeichnung „Erbbeer“ (niederdeutsch Arbbeer) sein. Den Zeitpunkt dieser Feier können wir für die vorchristliche Zeit nicht genau bestimmen. In christlicher Zeit fand das Erbbeer meist am 7. oder 30. Tage (auch wohl am 3. oder 9.) nach dem Hinscheiden, und zwar vor dem leeren Hochsitz des Verstorbenen statt; der Erbe nahm den Minnetrunk und bestieg dann den ihm nur zustehenden Hochsitz. Jütisch heißt diese Feier ganz bezeichnend: des salig Liges Skaal drikko (des seligen Leichnams Wohl trinken), kürzer bezeichnet es das Niederdeutsche mit „Troefelbeer“, und im Hochdeutschen heißt es: den Toten vertrinken. In Sachsenhausen bei Frankfurt a. M. war es früher Sitte, den Toten zu „vertanzen“. In der Umgegend von Jena sagte man auch um die Mitte des 19. Jahrhunderts: „Heute wird die Haut von N. N. versoffen“; dies bedeutete, daß nach dem Begräbnis des N. N. in Sterbehause von den Erben ein Faß Bier zum besten gegeben werde. In manchen Gegenden Nord- oder Mitteldeutschlands sagt man noch heute: das Fell, den Balg verkaufen. Der Ausbruch „die Haut verkaufen“ findet sich schon in der 1604 zu Rostock erschienenen „Laien-Bibel“ des dortigen Predigers Nikolaus Gryse. Aus Lübeck wird 1852 berichtet: „Als aber am Abend nach dem Begräbnis die Haut verzehrt (das Leichenmahl gehalten) wird“ usw. In Dortmund ist das „Fell verstopfen“ noch vielfach Brauch, sogar in besseren Bürgerkreisen. Man treibt jedoch nicht auf Kosten der Verwandten des Toten, sondern aus eigener Tasche. Auch in Berlin kennt man diese Bezeichnung. Im Vergischen und in Südwesfalen nennt man das Leichenmahl „Rielzech“ oder „rueeten“ (rueeten). Dem Worte liegt das althochdeutsche rinzgen, das angelsächsische reotan (= klagen) zugrunde.

Die Kirche bestimmte in Deutschland den 3., 7., 9. und 30. Tag als Totengedächtnistag, sich aller Wahrscheinlichkeit noch damit an heidnischen Brauch anlehnend, was schon die Zahlen beweisen. Der 3. und 9. Tag waren den alten Griechen, Römern und Slaven als Totenfeiertag bekannt, während der 30. Tag sich derselben Bedeutung bei den Juden und Indiern erfreute. Für die allgemeinen Totengedächtnistage kamen besonders die Wendepunkte des Jahres in Betracht, die die Kirche hernach auf die Quatembertage und namentlich auf Allerseele verlegte. Vor allen Dingen war es die Mitternachtszeit, die hier eine Rolle spielte. Mit den Wendepunkten des Jahres war zugleich der Punkt gegeben, wo der Volksglaube sich weiter entfaltete und man auch Wendepunkte für das menschliche Leben vermutete. Die Seelen der Verstorbenen erscheinen dann und werden vielerorten gespeist. Ein besonders wichtiger Tag ist dafür die Zeit der Zwölften, der Weihnachtszeit, dann aber auch Allerseele, Fastnacht usw. Der Wendepunkt des Lebens tritt noch im pommerischen Volksglauben deutlich hervor, da man dort der Meinung ist, daß in den Zwölften den Geisterächtigen kund wird, wer im nächsten Jahre sterben muß.

Sehr späten Ursprungs ist unter den Festen des evangelischen Kirchenjahres die Totenfeier am letzten Sonntage des Kirchenjahres, am Totensonntage. Es ist eine Gedächtnisfeier der Verstorbenen, nicht nur derer, die im letzten Kirchenjahre hinstarben, sondern überhaupt der Entschlafenen. Aber dieser Tag trägt, wie wir schon andeuteten, nicht rein kirchlichen Charakter; er hat gerade in den letzten Jahren unbeskränkt mehr und mehr einen volkstümlichen Charakter gewonnen durch das allgemein gewordene Pilgern zu den Gräbern der Lieben, die man mit Blumenschmuck und Kranzpenden verweist. Dieser Schmuck der Gräber ist bald vergänglich. Er tritt damit in Gegensatz zum dauernden Grabstein, den wir in seiner geschichtlichen Entwicklung kurz verfolgen wollen, wobei wir uns auf die germanischen Völker beschränken.

Weniger zum Schmuck als zum Schutz und zur Weiße dienten die an den ältesten germanischen Gräbern und Urnen angebrachten Hammerzeichen und Hakenkreuze, ferner Runeninschriften und die Grabbeigaben der verschiedensten Art. „Der allgemeine Gebrauch, zum Andenken lieber Verstorbenen auf den modernen Massenruhestätten ein Steinmonument zu widmen als letzte Liebesgabe, ist in unseren Ländern kaum über ein Jahrhundert gekommen.“ Die alten Grabsteine auf unsern Kirchhöfen, oft künstlerisch recht beachtenswerte Leistungen, sind meist dem Andenken der Reichen und der großen Geister gewidmet. Die große Masse des Volkes begnügte sich mit dem schlichten Grabhügel, der mit bestimmten Blumen geschmückt wurde. Außer Blumenschmuck werden die letzten Ruhestätten der Armen noch manchen anderen Schmuck, bestimmte Kennzeichen aufgewiesen haben. Aber wir sind in dieser Hinsicht sehr ungenügend unterrichtet über die Vergangenheit, etwa das frühe Mittelalter. Bildliche Darstellungen fehlen ganz, und die schriftlichen Nachweise sind äußerst gering; vielleicht dürfen wir aus dem heutigen Grabhügel der Markhäuser einen Rückschluß ziehen, weil gerade dieser Orden in seiner ganzen Lebensweise äußerst konservative Züge bewahrt hat und seine Mitglieder in ihrer Lebensentfaltung den Ärmsten beigezählt werden müssen. Sie pflegen noch heute Abt, Prior und gewöhnliche Brüder in derselben schlichten Weise (ohne Sarg, nur im Habit und mit zugedückter Kapuze; damit ebenfalls am mittelalterlichen Sitte mahnend) zu begraben; ein überaus einfaches Kreuz ohne jede Inschrift schmückt gleichmäßig die Gräber.

Bei manchen vorgeschichtlichen Gräbern war der Schmuck ent-

Behrlich; die Hüengräber der Stein- und frühen Bronzezeit waren an und für sich schon Grabmäler. In der Bronzezeit trat dann an die Stelle der bisher üblichen Bestattung der Leichenbrand. Die Steinkiste usw., namentlich auf Vornholm zahlreich gefunden, trat an die Stelle des großen Hüengrabes. Dann folgen, ebenfalls auf dieser entlegenen Insel vorzüglich erhalten, die sogenannten Nöjen, Brandglätter, die Aschenurnen usw.

Was an dauerndem Grabsmucke heute noch beurteilt werden kann, sind schlichte, zerbrechliche Holzkreuze (hierzu müssen auch die „Leichenladen“ und „Marterl“ der Alpenländer usw. mit ihren starken Anfängen zu vollkommener Kunstbetätigung gezählt werden) auf den ärmlichen Dorffriedhöfen, vielfach beachtenswerte schmiedeeiserne Grabkreuze und endlich der moderne, im großen und ganzen schablonenhafte Leichenstein. Eine besondere Art der Grabmäler wird denen zu teil, die durch Unglücksfälle oder eigene und fremde Hand gewaltsam ihr Leben einbüßten. Vielfach fallen sie in voller Lebenskraft dem Tode zum Raube; sie werden vorzeitig um die Güter des irdischen Daseins gebracht. Ihr Geist zürnt darum den Ueberlebenden und betätigt diesen mit Verrücktheiten, auf solche Todesstätten, die nicht immer mit Begräbnisstätten identisch sind, Steine oder Keisig zu werfen, damit die unruhige Seele unschädlich gemacht und an ihrem Orte festgehalten werde. Wir nannten oben die meisten modernen Grabsteine schablonenhaft. Künstlerische Bestrebungen bahnen sich aber auch hier an, auch abgesehen vom kunstsinigen Italien und den großen Städten und Kunstzentren der Kulturländer. Der skandinavische Norden hat hier, wenigstens allem Anschein nach, einen kräftigen Anstoß gegeben, wozu die dort öfter vorkommenden Gantasteine (zur Erinnerung an hervorragende Männer, an große Kämpfe und wichtige Ereignisse errichtete Denksteine) angeregt haben mögen. Dazu waren diese vermöge ihres nahe verwandten Zweckes sehr wohl geeignet. Die altnordische äußere Form erfährt gewissermaßen eine Erneuerung in diesen modernen Kunstschöpfungen, in diesen vielfach sehr gelungenen Denkmälern, die auch in Deutschland mehr und mehr Anklang finden. Und die Symbole des germanisch-heidnischen Kults, besonders des Totenkults (das Hammerzeichen und Hakenkreuz-Lors, dessen Schutz die Gräber unversehrt werden), berühren sich in der Form so nahe mit dem Symbol des Christentums (dem Kreuz), daß eine solche Vermischung und gegenseitige Befruchtung in der Kunst wohl angängig war.

So klingen auch hier christliche und heidnische Töne zu einem harmonischen Akkord zusammen in der Totenberechnung, im Seelenkult, weil allgemein menschliche Züge den Grundton bestimmen.

O. Soh.

Kleines Feuilleton.

Technisches.

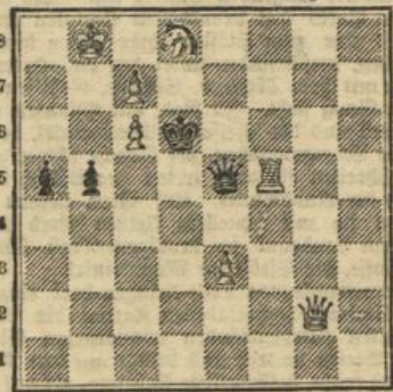
Eine Maschine zum Telleraufwaschen. Es ist wohl nur eine Frage verhältnismäßig kurzer Zeit, daß auch die Tätigkeit der Hausangestellten durch eine stärkere Benutzung von Maschinenkraft eine Entlastung und Veränderung finden wird. Namentlich ist von der Elektrizität eine derartige Umwälzung zu erwarten, und die technischen Mittel dazu sind jetzt schon in vielen Einzelheiten geliefert worden. Dagegen fehlt es den meisten Leuten an den Geldmitteln, um diese modernste Verbesserung auszunutzen. Auch eine Maschine, die von dem Franzosen Gomet zur Verrichtung des Telleraufwaschens geschaffen worden ist, dürfte eine Einführung in die Hauswirtschaft zunächst nicht erfahren. Diese Maschine leistet nämlich, wie es auch bei anderen Konstruktionen ähnlicher Art der Fall zu sein pflegt, für eine gewöhnliche Haushaltung zu viel. Sie vermag in einer Stunde bei Bedienung durch eine einzige Person 14 400 Teller aufzuwaschen, und eine Hausfrau würde daher in Verlegenheit sein, eine solche Maschine zu beschaffen. In großen Wirtschaften dagegen, in Hotels, Krankenhäusern und anderen Betrieben, wo es sich um die Speisung von Hunderten handelt, mag die Maschine auch jetzt schon am Platze sein. Sie ist sehr einfach und haltbar, aus Stahl hergestellt und besteht hauptsächlich aus einer Trommel, die durch zwei sechsseitige, um dieselbe Achse drehbare Stücke gebildet wird. Diese beiden sechsseitigen Räder sind durch sechs zylindrische Warren mit einander verbunden, und auf diesen können die Aufsätze mit den Tellern untergebracht werden. Das ganze Rad liegt mit der Achse etwa 95 Zentimeter über einem Behälter mit heißem Wasser, das durch einfache Kohlenheizung oder durch Gas oder Dampf erhitzt wird. In diesem Becken werden die Teller zunächst ganz oberflächlich gewaschen, dann auf die Behälter des Rades gesetzt, die immer in wogender Stellung bleiben und untertauchen, wenn sie mit Tellern gefüllt sind, indem das Rad eine Sechselfumdrehung ausführt. Hat sich das Rad einmal ganz um seine Achse gedreht, so kehrt der erste Behälter auch in seine ursprüngliche Lage zurück und ist zur Aufnahme einer neuen Ladung bereit, nachdem er durch den Aufenthalt im kochenden Wasser sterilisiert ist. Die gewaschenen Teller sind auch bereits getrocknet, wenn der Behälter zurückkehrt, und brauchen nur fortgenommen zu werden. Die Zeit für die Füllung und Entförmung des Behälters dauert nur etwa 10 Sekunden.

Schach.

Unter Leitung von S. Alabin.

Turnier der „Schachwelt“.

a b c d e f g h



2+ (f8-g8c7)

Das amerikanische Turnier, das am 30. November schon zu beginnen hatte, ist in letzter Stunde abgefast worden. Die Kosten der Reise und Verpflegung waren zwar den teilnehmenden europäischen Meistern garantiert. Aber in Anbetracht der langen Dauer des Unternehmens waren mehrere Meister gezwungen, ihre Teilnahme von Entschädigungen abhängig zu machen. Hierzu reichten jedoch die Turnierfonds nicht aus.

Auf unsere Notiz vom 2. November über das „Schweizer-gambit“ ist uns eine lange Berichtigung von dessen Begründer A. Wagner (in Stanislaw, Galizien) zugekommen, aus deren allgemeinem Teile wir nur die Behauptung zitieren können, der von uns beanstandete marktschreierische Aufsatz sei „vom „Neuen Wiener Tageblatt“ ohne Wissen und Willen des Herrn Wagner veröffentlicht worden.“ Jedoch erschien genau derselbe „Klameartikel“ (so drückt sich unser Korrespondent selbst aus...) merkwürdigerweise in der „Frankfurter Zeitung“ ebenfalls. Noch viel sensationeller und marktschreierischer gehalten erschien über dasselbe Thema ein spaltenlanges Feuilleton in der „Breslauer Zeitung“, in der dem Schweizergambit gar die Bedeutung eines „Wunders“ beigegeben war!... Wer war der Verfasser in den zuletzt genannten zwei Zeitungen? Hierüber gibt die Berichtigung des Herrn Wagner keine Auskunft... Den sachtechnischen Teil der Berichtigung berichtigend wir übrigens teilweise in den Glossen zur nachstehenden, immerhin nicht uninteressanten Partie.

Holländisch.

A. Wagner. Lipez.

1. f2-f4

Der bisherige Name dieser Eröffnungsort ist „Holländisch“. Falls nun mit

1. f7-f5?

(d5 oder e6 sind bessere Züge)

2. e2-e4?

fortgesetzt wird, so soll es von nun an „Schweizergambit“ heißen.

2. f5-e4

Daß 2. . . . e6 besser ist, gibt Herr Wagner selbst zu.

3. Sb1-c3 Sg8-f6

3. . . . e6; 4. Sx-e4 wird nicht nach B. mit d5?, sondern mit 4. . . . Sf6 beantwortet.

4. g2-g4

4. d3! (laut bestehender Theorie)

4. . . . e6; 5. Lx-d3, e6; 6. Sf3, Lc7 etc. ist plausibler (7. 0-0!)

4. d7-d5

4. . . . e6!; 5. g5, Sd5 etc. zu erwägen.

5. g4-g5 d5-d4?

Fehlerhaft. Daß von uns angegebene 5. . . . Sg8! wird mit der Begründung bemängelt, der Zug verlore zwei Tempi. Dies ist richtig; aber Weiß hat diese zwei Tempi zur gefahrlosen Aufreißung des eigenen Königsflügels mit g2-g4-g5 benützt, was die Tempoverluste des Schwarzen mehr als rechtfertigt.

6. g5-f6 d4-c3

7. f6-g7 c3-d2??

Diese Entwicklung des Gegners wird verhängnisvoll. Verhältnismäßig besser war 7. . . . Lx-g7; 6. Dh5-g7; 7. dxc3, Sd7; 8. Lc4, Dc8 nebst event. Sf6.

8. Lc1-d2 Lf8-g7

9. Dd1-h5f Ke8-f8

10. 0-0-0 Dd8-d4

Das leistete längeren Widerstand. Herr Wagner bittet uns, unseren Lesern mitzuteilen, daß nach 10. . . . Dd6; 11. Lc3, Dxf4; 12. Kb1, LxL eine Stellung entsteht, die für Weiß gewonnen ist und daß die Zeitung „Schachista Polska“ für korrekte bis 31. Dezember 1912 eingefandte Lösungen des Gewinn wegen 3 Preise ausschreibt: 25 Str., eine Badesprünge im Werte von 10 Kr. und ein Jahresabonnement der Zeitung für 1913. Zudem wir uns des Austrages entledigen, bemerken wir jedoch, daß nicht angegeben ist, seit wann die Preisauschreibung schon besteht. Bei der auf der Hand liegenden Leichtigkeit der Aufgabe ist nämlich anzunehmen, daß die drei Preise schon längst vergriffen sind. . . .

11. Ld2-c3 Dd4-e3f

12. Kc1-b1 Lg7xc3

13. Sg1-h3

Auf 13. Lc4 muß 13. . . . e6 kommen, denn 13. Dxf4 verliert (nach Leonhardt) sofort wegen 14. Se2, Lg4; 15. Thg1! etc.

13. Lc8xh3

14. b2xc3

14. LxL, Db6 etc. (Leonhardt)

14. Sb8-d7

15. Lf1-c4 De3-b6f

16. Le4-b3 Lh3-e6

17. Td1xd7 Le6xb3

18. a2xb3 h7-h6

19. Th1-d1 c7-c5

20. Td7xe7 Kf8xe7

21. Dh5-e5f Db6-c6

22. De5-g7f Dd6-f7

23. Td1-d7f Ke7xd7

24. Dg7xf7 Aufgegeben.